

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 10 (1942-1943)
Heft: 6

Artikel: Albin Zollinger als Erzähler (zu seinem Todestag am 7. November)
Autor: Frisch, Max
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-759896>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Albin Zollinger als Erzähler

(Zu seinem Todestag am 7. November)

Von Max Frisch

Verehrung eines Dichters, die uns blind machen würde für die Grenzen seiner Begnadung, verbietet sich schon aus der Ueberzeugung, dass wir ein Wesen erst lieben, wo wir ganz lieben, ohne Angst auch vor seiner Fragwürdigkeit.

In der stürzenden Ueberfülle seines erzählerischen Schaffens, das Albin Zollinger in den letzten Jahren heimsuchte, sehen wir zweierlei Dinge, die ihm auch der kritische Geist, dem der Landsmann ausgesetzt ist, nicht absprechen wird. Das Eine ist die hinreissende Glut seines menschlichen Herzens, das sich selbst bis in die Abgründe folgt, seine Zeit, insbesondere sein Volk in einer männlichen, von eidgeössischer Verantwortung getragenen Weise erlebt, die den Menschen und Zeitgenossen ehrt, so wie sie den Künstler oft gefährdet. Andere stellen ihre Kunst in ein schützendes Gewächshaus, wissend, was sie ihren Talenten schuldig sind; Zollinger ging es so sehr nicht um sich und darum, seine Verzierungen zu schonen, als um das Reich des Geistigen schlechthin, und das ist das andere, was ihm nicht abzusprechen sein wird: Künstlerschaft als Schicksal, nicht als eine Sache bloss des Geschmackes und Ehrgeizes, Künstlerschaft als Wagnis auf Leben und Tod, das Unbedingte seines Schaffens, das unbändig und hinreissend Echte, das Zollinger, unsres Erachtens, einigermassen einsam über die Schar der erfolgreicheren Talente erhebt.

Meisterschaft im Erprobten, im Oft-schon-Gelungenen haben wir genug. Was wir brauchen, das ist der befruchtende Geist.

*

Albin Zollinger, der Lyriker erster Ordnung, war nun durchaus kein sogenannt guter Erzähler. Und wir wollen ihn auch nicht dazu ernennen. Er war mehr.

„Die grosse Unruhe“, erschienen 1939, schildert den abenteuerlichen Durchbruch eines Mannes, der die Fesseln einer matten und innerlich aussterbenden Zivilisation zer-

reisst. In Paris, das allem die flimmernde Folie gibt, sucht er die lebendigere Gottheit in einer schrankenlosen Erschütterung und Verzückung des Erlebens. Es handelt sich um einen Durchbruch, der sich zugleich auf zweierlei, scheinbar zusammenhanglosen Ebenen spiegelt: auf einer erotisch-persönlichen, wo wir einen geisterhaften Zerfall von Ehen und ein irres Geflacker von triebhaften Abenteuern sehen, und ebenso auf einer politisch-öffentlichen Ebene: es ist die Zeit der französischen Wirren und zugleich des deutschen Umsturzes, der nichts anderes als ein ebensolcher Durchbruch in die Befreiung des lebendigen Triebes und der Tat ist. Der Held des Buches allerdings, ein Schweizer nicht nur dem Namen nach, findet am Schluss zu seiner verlassenen Ehe zurück, zu einer Einsicht für sich und die Welt, die er, wie es heisst, auf verderblichen Irrwegen sah:

„Der Mensch“ sagt er: „ist zur moralischen Freiheit entweder zu gross oder zu klein. Der erste bindet sich freiwillig — das ist seine Freiheit — in Erkenntnis der Gesetze. Die Mehrheit der anderen gehorche dem Dogma! Die Gebärde des Faustischen ist nur genialisch; die Einordnung aber Genialität. Der Mensch, wenn er nicht nach der Seite der Zucht übertreibt, verfällt den Dämonen — bei Dämonen hofft er den Frieden zu finden.“

In seinem Stil bleibt das Buch ein Mosaik, das sich, in Ueberbetonung und willentlich-chaotischer Aufreihung, nicht zu einem ergreifenden Bildnis des Chaos klärt. Für solche, die es immer wieder lesen, für solche, denen die Sprache ein Lebensraum ist, der immer wieder erobert werden muss, bleibt es immerhin das interessanteste Buch seit Jahren, faszinierend noch in der Eigenart seiner Mängel.

Als nächstes, 1940, erschien der „Pfannenstiel“, Roman eines Bildhauers. Rückkehr eines Schweizers in seine Heimat, die, unter die Lupe einer wirklichen Vaterlandsliebe genommen, immer wieder bitter enttäuscht, zur Auseinandersetzung fordert gerade durch die Stille ihres eigenen Behagens. Eines so zärtlichen wie männlichen Heimatliebe, die unter solchen Umständen nicht recht weiss, wo sie die Würde ihres Gegenstandes finden soll, verdanken wir einige Seiten dichterischer Landschaften, die in der Art, wie sie gesehen wurden,

nicht mehr zu vergessen sind. Zürich, Stadt und See, der flimmernde Zauber ihrer Frühlinge und Sommer vor allem, der Pfannenstiel, dieser Grat von schlichem Verlauf, dem sonderliche Ueberraschungen eigentlich nicht zugetraut werden können, Greifensee, Gossauerried und Bachtel, das ist das Gelände, das uns jedesmal wieder dankbar an Zollinger erinnert.

„Die dunstige Luft hing gleichsam herab, das laubige Gehügel erhob sich in ihre Schleier mit dem Behagen eines Badenden, lockige Gipfel sahen aus wie Burgen, Fabriken in den Talgründen wie Kathedralen vor Ausgängen nach dem Meer, der See, von hier betrachtet, breitete sich als eine dunkle Veilchenwiese zu fernsten Inseln und Buchten hinaus, und hoch darüber, aus einer Leere von Glast hervorblühend, stand geisterhaft der staubige Schnee im Gefelse, eine Vision von Gewölk, eine Küste Jenseits, gewichtlos schwiebend.“

In zwei Monaten hingeschrieben, zur Zeit, als der Krieg am nächsten vor unsren Bunkern stand, ist es der Hymnus eines Besessenen, Ahnungsvollen, der fühlt, wieviel noch zu sagen wäre und wie wenig Zeit vielleicht noch gegönnt ist, ein Buch von vulkanischer Leidenschaft, zu der eine tragende Handlung, eine erzählerische Fabel nicht gefunden wurde.

Es gibt Fortsetzungen aus Eitelkeit über einen errungenen Erfolg... Wo der Erfolg ausbleibt wie bei Zollinger, kommt eine Fortsetzung, wie sie heute vorliegt, wohl nur aus dem künstlerischen Bedürfnis, das entworfene Bildnis von Menschen und Heimat zu einer gerechteren Fülle zu runden. Und dann die Veränderungen der Zeit, unsere zweite Mobilisation, der Zusammenbruch von Frankreich: wie könnte der Geist denn stehen bleiben, im Gesagten verharren! Unser Frieden wird immer geisterhafter, antwortlos brennen die Fragen nur weiter, Fragen nach unsrer Leistung, nach unsrem Sinn, nach unsrer Gestaltung dieses inselhaften Friedens. Im Grenzdienst, zu dem auch Stapfer, der Bildhauer des ersten Buches, damals eingrückt ist, lernt er einen Sanitäter kennen, Bohnenblust — das ist der Fund, die Ergänzung, die Fortsetzung:

„Bohnenblust oder die Erzieher.“

Versöhnliche Wärme ist um diesen Mann wie der runde Schimmer um ein Kerzenlicht. Indem er im Krankenzimmer die Töpfchen leert, schmuggelt er den Leuten auch besseren

Lesestoff in ihre Musse, überzeugt von der Erziehbarkeit des Menschen. Irgendwo hinter dem Pfannenstiel finden wir ihn später auf einer Leiter im raschlichen Gelaub eines Apfelbaumes, ein ländlicher Lehrer, der die Sehnsucht seiner Kinder in fantastische Drachen steigen lässt, Kenner des stifterschen Nachsommers, Handwerker mit dem Geschick aus baurischem Geblüt, ein wenig Prediger ohne amtlichen Ausweis, ein Freund, ein Zeichner für den Hausgebrauch, Dichter für die Kinder, ein wenig Bastler in allem und ein liebenswerter Dilettant, wie er in dieser Art, nach Goethe, nur in der Schweiz möglich wird, nicht ohne Schrulligkeit seiner Anlage, kein Götze von Uebermensch, eine Wohltat von wirklichem Leben, kein Denkmal eines Schweizers mit einem Trompetenstoss von wehrmännischer Gebärde, ein Mann des tätigen Friedens, dem dieser Friede nicht als ein kläglicher Mantel über eine bedenkliche und morsche Schwäche schlottert ... das ist es, was die Tröstung ausmacht, das, was den leidenden Dichter, Byland, aus seiner tödlichen Anfechtung heilt und dem Zweifler, dem Grübler wieder so etwas wie eine tragende Gläubigkeit an unser Volk gibt, an unser Dasein.

So dieser Bohnenblust.

Mehr als in den reichlich wuchernden Gesprächen, die auch dieses Buch bei aller geschliffenen Pracht einzelner Dialoge immer wieder im Ganzen verunklärt, spüren wir den Atem unsrer Zeit in einer einzigen Scene: Marie, die frühere Geliebte des Bildhauers, Pariserin, kommt mit dem Strom der Flüchtlinge nochmals in die Schweiz zurück, die sie aus menschlicher Einsicht nie wieder betreten hätte, Frankreich ist gefallen; ihr Gatte, Franzose, hat sich beim Einmarsch der Deutschen in die Schläfe geschossen, verstört und mit einem Silberscheitel sitzt sie eines Abends da, gespensterhaft, ihr Kind hat sie auf der Flucht vom Packträger verloren. Stapfer, inzwischen auch verheiratet, nimmt die Gestrandete in seine Künstlerarmut auf. Und Marie, die unter dem Feuer der deutschen Flieger geflohen ist, fällt Elena um den Hals: Ich kann nicht Sie zu Dir sagen! Sie ist aber Deutsche! lacht Stapfer. Wenn Deutschland ist wie ihr Gesicht, meint Marie, so macht es mir Heimweh! Trotz aller Hilfe unsrer Pfannenstieler findet sie ihre letzte Heimat nur noch im Irrsinn.

Unser bisheriges Erlebnis dieses Krieges, wo finden wir es erschütternder, einfacher, verdichteter erzählt als auf diesen paar Seiten?

Gewiss, auch dieses Buch verflattert dann wieder ... Byland, der streitbare Dichter, fällt einer Handgranate zum Opfer, Übungshalber, das Buch reißt ab. Ursprünglich plante Zollinger noch einen dritten Band um diesen Byland, dann entschloss er sich plötzlich anders, er brachte ihn um, sein Ebenbild. Zollingers eigenes Leben reichte nicht mehr, einen dritten Band zu schreiben. Es ist um dieses Ende, das jeder Seminarist wird anzufechten wissen, eine ergreifende Ueberspiegelung tatsächlichen Lebens, Melancholie einer tödlich erwiesenen Ahnung.

Zollinger selber drückte es als Schwäche aus, wenn er sagte, es fehle ihm die Gabe der Erfindung, — was nur zur Hälfte stimmt, da jede Eigenart, die einer hat, als Schwäche wie als Stärke aufzutreten pflegt. Seine Bücher, im Ganzen oft misslungen und hinreissend in Verschwendung des Schönen, sie ergreifen uns kaum durch das Einprägsame einer besonderen Handlung, durch Architektur ihres Ablaufes; selten finden wir eigentliche Epik, die im schlichten Bericht einer bedeutenden, an sich schon gesteigerten und das Leben verdichtenden Situation besteht. Herrliche Ausnahmen übersehen wir nicht! Zollingers eigentliche Art der Erfindung aber, unverwechselbar, seine Art von Verdichtung verlagert sich immer wieder ins Wort, das zum herrschenden und erregenden Ereignis wird! Die äussere Handlung, in der Wahl ihrer erzählten Stationen oft zufällig und belanglos und mit Vorliebe chaotisch, versickert hinter einem Gespinst von Visionen, die unerhört sind. Es sind Funde im Kleinen, Blumen in den Ritzen einer steinernen Alltäglichkeit, dann wieder sind es Visionen einer ganzen Erde, die mitten aus seinem Erzählen heraufschwebt, Ozeane, Gebirge, Wolken, Ländereien ihrer zerfransten Kontinente. Wir stehen in einer geisterhaften Luft, voll des Vergangenen, endlos lebend, Völkerschicksale wölken aus Jahrtausenden herauf, zeitlos... Zu visionär, zu hymnisch, um ein guter Erzähler zu sein, öffnet er Fenster der Sprache, Ausblicke in das Wunder des Unerwarteten, Urland des dichterischen Wortes. Auf Wegen des Nie-Gesagten umschreitet

er einsam die Welt, die alte und ewige. Aus einem Jenseits eigener Schau schenkt er uns allen Vertrautes zurück, tiefer beglänzt aus den Klängen eines Unverbrauchten. Seine Sprache zu hören, flösst Mut in die Verzweigungen unseres eigenen Lebens hinein — ich wüsste nicht, was man Rühmlicheres von einem Dichter sagen könnte! — Man lese Zollinger nicht als Erzähler, sondern als Sprachschöpfer, um das Wundern zu lernen. Er überschüttet sich selber mit Perlen, aus Meeres-tiefen der Schwermut gewonnen, verwirrt sich selber in Girlanden der köstlichen Laune, in funkelnden Gehängen einer Verzückung, die das Tiefste geahnt, das Lebendigste liebt, trunken von dem duftenden Blust seiner eigenen fruchtbaren Sprache.

*

Und dann noch ein anderes:

Albin Zollinger ist Schweizer, somit im Grunde seines Wesens, wie er selber sagt, immer auch ein Erzieher. Bohnenblust oder die Erzieher, heisst sein letzter Roman, der eben erscheint. Voll väterlicher Leidenschaften, Sohn eines Volkes, das er gefährdet sieht, in Ueberschätzung seines äusseren Friedens geistig zu vergrasen, empfindet er es als seine Aufgabe, Fragen aufzuwerfen. Sein vornehmstes Streben war es nicht, zu gefallen, wo ihn ringsum eine nationale Selbstgefälligkeit entsetzte, sondern Bücher zu schreiben, die es in sich haben, umstritten zu sein. Nicht der Mangel an öffentlicher Ehrung, den er mit solchem Streben in Kauf nehmen musste, nur das Gefühl, in Watte zu sprechen, war seine bittere Enttäuschung. Er klagte darüber nicht als ein Gekränkter, nur als Entsetzter aus Liebe zu seinem Vaterland, dessen einzige mögliche Grösse die seines Geistes ist. Wo es indessen am geistigen Streitmut der Unwelt fehlt, kann auch einen reinen Dichter, wie Zollinger es war, die Verzweiflung ergreifen, dass er den Leuten, um ihre Stimme zu hören, persönlich auf die Füsse tritt, da, wo sie noch empfindlich sind. Er hat es getan bis zur Aufopferung seiner Kunst, Polemiker aus Verzweiflung, dass es dem Land nicht mehr einfällt, über seine Dichter zu streiten, dass ihnen das Geistige, wie ihm schien,

Hekuba ist, — es sei denn, dass es im Vorbeifahren ein Graf Keyserling sagt.

Vor einem Jahr äusserte sich Albin Zollinger, er hätte manchmal Lust, seinen ganzen Bohnenblust wieder zu verbrennen. —

Warum das?

In Ueberwindung der Polemik, die immer eine Rechthaberei und somit unkünstlerisch ist, war ihm inzwischen eine höhere Stufe gelungen: im „Fröschlacher Kuckuck“. Aus Wolkenhöhe einer lächelnden Uebersicht verfolgt er noch einmal die Nöte und Schrullen seines geliebten Volkes, diesmal im Spiegel eines Märchens. Ein kleines, in seinem Umfang bescheidenes, in seinem inneren Fortschreiten beglückendes Meisterwerk der reinen Dichtung. Und auch das bleibt neben den Klötzen amerikanischer Erfolge liegen, kaum besehen, unbestritten. Wer einmal seine Landsleute gekränkt hat, scheint es, macht es durch keine Meisterwerke mehr gut. Zum ersten Mal, um die veränderte Linse seines Schauens anzudeuten, lesen wir nicht einmal von Hitler, nur noch von einem Herzog, der, lange schon an Fröschlach vorbei, gegen Byzanz zieht: gerne gönnt er seinen siegreichen Soldaten das Lied; indem sie singen, entwirft er die neuen Schlachten, rüstet er ihren Tod wie eine Mutter die Betten.

Das Büchlein erschien vor einem Jahr.

In seiner Künstlerschaft zu echt, um sich im Gelungenen zu wiederholen, ohne sich weiterzutreiben, schreibt Zollinger als nächstes eine sehr wirkliche und hiesige Novelle „Das Gewitter“, erprobt er die errungene Höhe an den Menschen seiner nächsten Nähe, die ihm zeitlebens zu schaffen machten: sogar der Spiesser, der Urfeind, erscheint nun auf dem Goldgrund einer reineren Dichtung, ohne Abstriche der Wahrheit, nicht verschönt und verbrämt, nur annehmbar durch eine versöhnlichere Weite der Uebersicht, Zeugnis der gewonnenen Stufe: —

Hier auszuschütten, was an Ueberfülle in ihm ist, Unsagliches, das in Verschüttungen schon da war, hier auf dem Hochland des Erlebten und Errungenen noch einmal alles auszusäen, das war ihm nicht mehr vergönnt. An der Schwelle auch epischer Vollendungen bricht ihn der Tod. Sein Bild

schon heute zu zeichnen, uns selber festzulegen, liegt uns fern. Zollinger ist nicht erledigt, weniger als viele, die leben. Sein Werk, um Nachgelassenes ergänzt, bleibt umstritten auch in dem, der ihn liebt. Eines scheint uns gewiss: Unter den paar Ereignissen, die unseren Frieden einmal im Geistigen aufzuwiegen haben, die uns selber das eigene Dasein verbürgen, während das Abendland sich in Schlachten verblutet, erblicken wir auch Albin Zollinger, grösser als er sich äusserlich unter seinen Zeitgenossen ausgenommen hat: ein glühender und zerrissener Dichter einer glühenden, zerrissenen Zeit.

*

Um kein Missverständnis zu hinterlassen: wir haben Zollinger als Erzähler skizziert, gewissermassen in der Provinz seines Dichtertums — als Lyriker bleibt er ein Gestirn, wie es nicht alle Jahrzehnte über dem deutschen Sprachraum aufgeht.

Die erwähnten Bücher „Die Grosse Unruhe“, „Pfannenstiel, die Geschichte eines Bildhauers“, „Bohnenblust oder Die Erzieher“, „Der Fröschlacher Kuckuck“ sind im Atlantis-Verlag, Zürich, erschienen.